



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Voigt-Diederichs, Helene: Leben

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Um diese Zeit sind auch die Bananen am schmackhaftesten, die in jedem Hausgarten wachsen. Aus reichem Füllhorn hat die gütige Natur noch zahlreiche Arten von Früchten über das liebliche Eiland ausgeschüttet, so zum Beispiel die saftreichen Anonas, Guavas, Nesperes, neben Datteln, Feigen, Orangen, Zitronen und den herrlichen Madeiratrauben. Der Handel mit Wein sowie allen Naturprodukten ist, seitdem die Sanatoriumsgründungen begonnen haben, bedeutend gestiegen, und in allen Zweigen des Erwerbslebens hat ein Umschwung stattgefunden. So ist wohl anzunehmen, daß die Insel bei ihrer Fühlung mit dem Weltverkehr einer glänzenden Zukunft entgegengeht und im Laufe der Zeit zu einer Höhe der Erträge gelangt, die ihr unter den überseeischen Besitzungen Portugals den ersten Rang sichert. Das bedeutet viel, wenn wir uns vergegenwärtigen, daß diese Kolonien zwanzigmal größer sind als das portugiesische Festland. Sie umfassen die Loandaküste, das portugiesische Guinea, Mozambique, die Gebiete am Sambesi, die Besitzungen in Indien, Timor, die javanischen, die Kapverdischen Inseln, Macao, die Azoren.

Madeira aber bildet auch in Hinsicht seiner Naturschönheiten die Krone des Ganzen, und jedem, der in diesem Zaubergarten der Natur weilen durfte, wird das liebliche Eiland wie der Vorhof zum Paradies erschienen sein.



Leben

Von Helene Voigt-Diederichs in Jena



Leuchend schleppt sich der Alte im blauen Leinenkittel den Waldweg hinan, in der einen Hand den baumelnden Strick mit Lederenden, in der andern den gebognen Krückstock, der den schweren magern Körper tragen hilft.

Schatten soll das sein hier unter den Buchen — Hitze ist das, unerträglich stille schwüle Hitze das ganze eingeschlossene Tal entlang. Vielleicht kommt endlich heute das Gewitter herauf. Die Mücken stechen wie toll, und die Fliegen gehn einem überhaupt nicht mehr vom Kopfe. Jedesmal zappelt sowas mit langen Flügeln und Beinen am bunten Tuche, mit dem der alte Mann oft und öfter den Schweiß von der Stirn nimmt.

An andern Tagen geht er nie mehr als eine Stunde. Heute ist die Stunde schon um, und noch sind es vier lange Wegbiegungen bis zu den drei Buchen, die aus einer einzigen Wurzel herauszuwachsen scheinen, das heißt bis zu dem Platz, von wo an der Wald freigegeben ist zum Holzsammeln für arme Leute.

Arm ist er ja nicht. Es gibt ärmere Leute als ihn. Er hätte nicht nötig, ganz allein im Walde sich sein Holz zu sammeln.

Zwar ist er zu alt und zu blind zum Verdienen, seit Jahren schon, und auch vorher, nachdem er beim Sprengen im Steinbruch ein Auge verloren, hat er nur noch wenig mehr zusammengebracht.

Ja, das alles ist längst vorbei. Das eine Auge war blind, und bald hat auch das andre nicht mehr recht gewollt, und als er dann endlich weit unten nach Jena zum Professor gefahren ist, nur weil seine Tochter ihn immerfort damit gequält hat, da hat der gesagt, da wär nicht weiter viel mehr zu machen.

Aber er hat ja seine kleine Unfallrente, zwar nur die Hälfte von dem, was andre haben. Sein Meister hat ihn nicht gut vertreten damals. Er hat sich nicht geirrt darüber. Er weiß schon lange, daß er ein Pechvogel ist, und hat sich nirgends dagegen aufgelehnt. Und er braucht ja auch nicht viel. Er wohnt bei seiner Tochter, die mit einem Tischlermeister verheiratet ist. Sie haben zum Bauen die paar hundert Mark des Vaters bekommen, die noch aus der guten Zeit stammen. Gnadenbrot mag der Alte nicht. Hier nun still in der kleinen Hinterstube zu leben ist sein gutes Recht.

Er kommt selten nach vorn herüber. Die Kinder seiner Tochter sind ihm zu laut. Einmal haben sie ihn zu fünfem umgerissen. Nein, dafür ist ein alter Mann nicht da. Lieber bleibt er für sich allein bei seiner Pflanze und bei seiner Uhr und hat im Winter zu tun mit dem kleinen Feuer im Ofen.

Das Holz dafür sammelt er sich selber an all den langen, langen Sommertagen hier oben am Walde.

Er hätte ja nicht nötig, sich sein Holz zu sammeln, wie die armen Leute es tun.

Aber da ist dieses: wenn er nicht jeden Tag so ginge und hätte seine Mühe und sein Suchen und sein Nachhausekommen vor sich — wer weiß, was er täte.

Da ist der Strick, mit dem er das Holz zusammenbindet, Tag für Tag. Manchmal hat es schon in ihm gezuckt, ihn anders zu brauchen. Das Leben freut ihn nicht mehr — ach, es hat ihn eigentlich nie gefreut. Man hat es nur so hingelegt, weil es einmal da war. Und was kann es denn nun besseres geben für einen alten Mann, als zu schlafen und nie mehr aufzustehn!

Aber die Schande für seine Kinder. Es ist schon so vieles gewesen in seiner Familie, was er nicht hat ändern können. Erst das mit seiner ältesten Tochter. Mit einem feinen Herrn ist's angefangen, dann so weiter fort, und zuletzt ist sie nie mehr nach Hause gekommen. Dann seine Frau. Ob sie irgendwie Schuld war an der Geschichte — jedenfalls hat sie sich so zu Herzen genommen, daß sie eines Morgens, als er aufwachte, tot am Bettpfosten hing.

Das war eine große Sache im Dorf und vor Gericht, und wie er es nun auch drehen und ansehen mag, er muß sich sagen, daß er die Last für seine Kinder nicht größer machen darf. Wer weiß, vielleicht könnte das auch dem Tischlermeister an seiner Rundschaft schaden — die Menschen sind oft so sonderbar mit dem, was sie jemand nachtragen.

Gleichmäßig langsam — seine Arbeit eilt ja nicht, es ist nur gut, wenn die Zeit dabei hingeht — hat der alte Mann Schritt vor Schritt aufwärts gesetzt und immer noch schneller, als er dachte, die Buche mit den drei Stämmen erreicht. Von hier aus geht er vom Weg ab ein wenig waldeinwärts, zwischen abgeholzten Stümpfen und jungen schlanken Stämmen durch, bis er am Rand einer steil abfallenden Lichtung angelangt ist, über die sich zwischen Moos und Steinen durch an vereinzelt Samenlichtungen vorbei dünn und eilig ein Wasserlein windet.

Jenseits steht unter einer windschiefen Fichte die Hütte der Holzarbeiter. Manchmal hat schon der Alte darin Schutz vor plötzlichem Regen gesucht. Und wenn heute wirklich das Gewitter kommt, na ja, da kriecht er eben auch hinein und wartet ab. Er veräußt ja nichts unten im Tale. Wo auf der ganzen Welt gibt es etwas, das er nicht veräußen dürfte!

Der Himmel ist nicht mehr so hell, und etwas von angezogenem Altem und Warten überall — aber wer weiß, wie lange es noch dauert, wer weiß, ob es wirklich kommt. Vieles kommt nicht, von dem man gedacht hat, es müsse kommen.

Der Alte rollt seinen Strick auseinander, merkt sich mit blinzelndem Umsehen nach allen Himmelsrichtungen den Platz und fängt gestützt auf seinen Stock mit der freien Hand zu sammeln an, wobei es oft geschieht, daß er nach einer kriechenden Wurzel greift und denkt, es sei ein guter trockner Ast.

Es liegt viel dürres Holz da herum. Den Kindern aus dem Dorf ist es zu weit, nur im Winter kommen ein paar Frierende zum Sammeln.

Aber jetzt nicht, jetzt ist er ganz allein, und während er scharrt und bricht und zusammenträgt, wächst in ihm ein schwaches Gefühl von Freude am eignen nützlichen Tun — von Freude eigentlich nicht, aber es glimmt doch etwas auf wie ein winziger silberner Punkt in seinem Leben, und er wird eifrig und arbeitet sich in Schweiß und hat für jeden Zweig, den er findet, Freundschaft oder auch ein bißchen Nachsicht: bald ist es ein dicker von der besten dankbarsten Art, dann ein dünnes widerhaariges Gestrüpp — aber gut, wenn anfangs das Feuer nicht brennen will —, bald ein glatter Gabelast, grün abgebrochen vom Stamm und mit zäh feststehendem Laubwerk.

Alles trägt er auf einen Haufen, alles, was er findet, soviel der Strick fassen will, und dann bindet er lose zu, wägt, ob er es wird schleppen können, steckt noch ein paar kleine Zweige hinein und knotet fest und sorglich zusammen.

Und wie nun fertig zum Hinuntertragen das braune Bündel da vor ihm im braunen Moos liegt, da ist es mit einemmal so etwas ärgerlich Fertiges und liegt so tot da, und mit ihm der ganze Nachmittag, und mit ihm im Grunde alle Zeit, die noch kommen soll . . .

Seufzend sitzt der alte Mann auf einem Baumstumpf, wirft die Mütze von sich, nimmt die Brille ab, die von Schweiß beschlagen ist, putzt sie und blickt in verschwommenem Erkennen von Hell und Dunkel um sich.

Wie still es hier ist.

Wie stark und schrecklich still.

Die Stille macht seinen einen einzigen Wunsch, immer beklommen und niedergehalten, unheimlich wach.

Niemand ist ja da und sieht, was man tut.

Und nachher ist doch alles einerlei . . .

Der Alte faßt mit der Hand nach dem niedrigen geraden Ast der jungen Buche hinter sich — er sieht ihn nicht, aber er weiß, daß er da ist, er hat ihn schon oft, ach oft an andern Tagen angesehen. Und dann tastet dieselbe Hand hin nach dem Strick, der das Holz zusammenhält . . .

In der Nähe klopft ein Specht, die Hand erschrickt, fährt zurück und tastet von neuem hin.

Man wird ihn ja finden hier, das wird man, und sie werden ein paar Zweige zusammenschlagen und ihn seiner Tochter in Haus bringen.

Und sie wird an zu schreien fangen und ein paar Wochen traurig sein und es dann vergessen haben.

Aber die Schande über seinem ehrlichen Haus, wenn nur die Schande über seinem Haus nicht wär.

Seufzend läßt der Greis den Strick los, wischt noch einmal an den Brillengläsern und hockelt sich nach ein paar mißglückten Versuchen mühsam hoch vom niedrigen Stumpf.

Es hilft nichts, so muß denn sein trauriges Leben wieder mit ihm ins Tal hinab.

Er wirds wohl noch schaffen vor dem Gewitter.

Aber als er sich nach seinem Bündel bückt, hört ers ungewiß vom Tale herauf rollen, und nach einem kleinen Abjaz rollt es noch einmal länger und stärker.

Er steht unschlüssig: jetzt sieht er, die Sonne ist weg, ein stößiger Wind fährt in die brütende Mittagsglut, die Blätter rauschen auf. Stille noch einmal, etwas Kaltes, Dunkles zieht eilig drohend über den Baumkronen herauf, und dann fängt das Murren in der Luft von neuem an.

Es fängt an und hört nicht mehr auf, das gleichmäßige Grollen schwillt und sinkt zurück, schweigt aber nicht, sondern hebt stärker an, stärker und mit hellerem Ton.

Nein, da er doch nicht mehr nach Hause kommt, hats auch keinen Sinn weiter, sich naß regnen zu lassen. Schon klatscht es in harten einzelnen Tropfen, die vielleicht auch Hagelkörner sind, auf die harten Blätter.

Er läßt sein Bündel liegen und hastet so eilig, wies geht, über die Richtung weg dem verlassenen Holzhäuschen zu.

Ganz dunkel ist es drin, mit Harzgeruch und unmäßiger Hitze, und dann schimmern ein paar Lichtstreifen auf, die durch die Bretterfugen hereindringen.

Der Alte sitzt auf der schmalen Bank und wartet, tief gesenkt den Kopf und auf den Knien die geschlossenen Hände, die Fingerknöchel der einen an die der andern gedrückt.

Draußen bricht schneller, als man es hätte denken sollen, das Unwetter herein. Schon schwillt mit wachsender Gewalt der Sturm heran, heult, faucht und wütet und macht Bäume und Himmel so aufgereggt, wie er selber ist.

Keins traut mehr dem andern, das biegt sich und wehrt sich und wird finster, und die Blitze fahren grell und blau durch die Dunkelheit, und der Donner brüllt und knattert, und knattert ganz hell und brüllt wie ein Tier, das Schmerzen hat, oder wie ein Tier, das sich fürchtet, weil immerfort die wilde gelbe Peitsche nach ihm schlägt.

Und die Schläge überschlagen sich, und das geschlagne Tier bäumt sich mit tobendem Gebrüll, in zischenden Strömen, eher hezend als löschend, schwefelfarben, einen Augenblick auch rot wie Blut, stürzt der Regen herab.

Herrgott in deine Hände, was das für ein Wetter ist. So ein Wetter hat er nicht erlebt, solange er denken kann. Hat je ein Mensch solch ein Wetter gesehen!

Furchtsam an die Wand gedrückt sitzt der Alte, mit zitternden Knien, aufschlotternd bei jedem Donnerschlag, seine Hände klammern sich an die harzige Wand.

Ach, du Menschenkinder, wenn das nur erst vorbei ist. Gottes Strafe ist das. Warum war denn auch der Wald so still heute vor dem Gewitter, daß die sündigen Gedanken mit dem Strick so schrecklich nahe kamen.

Ach, er will ehrlich sein: wenn der Strick nicht so schön und fest um das gute Bünd herum geschnürt gewesen wäre . . . er hats ja nicht getan . . . aber wer weiß, was er sonst doch ganz still und schnell getan hätte . . .

Er möchte vor sich selber ausweichen und kommt doch wieder dahin zurück, aber ehe er das noch richtig bis zum Ende ausgedacht hat, schwillt aus all dem Toben und grollen Jagen von Licht und Schatten ein Seufzer zu ihm herein — ein Seufzer, als wenn hundert Herzen zu gleicher Zeit brechen, und dann ein dröhnender Fall, von dem die Erde bebt, ein hinterbendes Prasseln und Knattern — dann ist's einen Augenblick so still, daß man vom innern Dach des Häuschens die trockene Tannenvinde rieseln hört.

Gelähmt vor Schrecken, mehr tot als lebendig, hockt der Alte in seinem Winkel und starrt hinaus.

Vor der Tür des Häuschens liegt die Fichte hingestreckt, abgedreht vom Sturm, wie eines Kindes Hand ein Streichholz bricht. Das mächtige grüne Ge-
zweig deckt zur Hälfte den Eingang. Ein paar Meter weiter nach rechts: so lag
er jetzt tot unter dem zerschmetterten Häuschen, und sein Bündel Holz da draußen
würde in alle Ewigkeit vergebens auf ihn warten.

Er sitzt in Tränen und dankbarem Grauen, lauscht in sich hinein und hat das
Unwetter draußen vergessen, vergißt auch beiseite zu rücken, als durch eine Dach-
lücke der Regen auf seine Schulter zu tropfen und zu fließen beginnt.

Ein wenig heller wird's vor der Tür. Die Wolken sind leer, der Wind hat
sich müde getobt, wird leis und geduldig und tut, als ob er traurig wäre um den
gebrochenen Baum. Schwach und schwächer verklingt das Rollen des abziehenden
Gewitters zwischen den Felswänden des seitlichen Tales.

Von der Ruhe ringsum wird der alte Mann wach, er steht auf, schüttelt das
Wasser von sich und kriecht gebückt zur niedern Tür hinaus.

Die nassen Zweige des gestürzten Baumes streifen ihm die Mütze vom Kopf,
furchsam bückt er sich danach, steht sich um, ob die andern Bäume noch stehen, und
ob der umgefallne ihm nicht nachrückt. Dann stolpert er gebückt mit kurzen Schritten
über die Lichtung weg dem Baumstumpf zu, auf dem er vorhin sein Bündel Holz
hat liegen lassen.

Naß und schwer liegt es da, umschlungen vom nassen Strick. Einen Augen-
blick besinnt er sich — soll ers liegen lassen bis zum andern Tage? Aber naß ist
er ja doch, er greift zu und zieht es auf den schräg eingestemnten Rücken hinauf.

Der Wald tropft und blinkt, die Mücken sind weg, die Luft ist frisch, lächelnd
bewegt vom leisen Winde, der schon nicht mehr weiß, was er dem Walde getan.

Der Alte sieht sich noch einmal um — grüne Zweige liegen überall, junge
Buchen um sich selbst gedreht — auf der Lichtung noch eine Kiefer mit hochstehendem
Wurzelballen. Ach, viel Schaden und Unglück hat der Sturm gemacht . . .

Er atmet auf, als er den gebahnten Waldweg erreicht hat.

In der Mitte geht er, rechts und links im Fahrgeleise schießen schäumende
Wässerlein voll Moos und Rindenstücken hinter ihm her und an ihm vorbei. Einmal
liegt ein Felsblock da, losgewühlt aus der überhängenden Wand.

Der Greis in der nassen Leinenjacke hastet abwärts, so schnell es geht, sein
Rücken ist eckig gebeugt unter der Last, seine Hände halten den Strick — den
Strick, um dessen willen er hier mit dem schrecklichen Unwetter gestraft ist und kaum
lebendig davongekommen.

Aber der liebe Gott hat ihm vergeben — er lebt und atmet und trägt ohne
Schaden an seinem Leibe sein Bündel Holz nach Hause. Schrecken und Glück und
Dankbarkeit sind in ihm und ein Gefühl, als müsse das ganze Dorf ihm entgegen-
laufen und froh mit ihm sein.

